

Der von *Hans Ramisch* herausgegebene zweite Band, kunstgeschichtlicher Thematik gewidmet, enthält 29 Beiträge, die in breitgefächertem Spektrum über die Baugeschichte der Frauenkirche seit 1468, über ihre durch die Jahrhunderte wechselnde Altar- und Bildausstattung, über ihr Chor- und Volksgestühl und des ersteren Figurenprogramm, über die Geschichte ihrer Farbfenster und deren heutiges Programm, über ihren Schatz an Münchener Goldschmiedearbeiten, über ihre Orgeln und ihre fünfhundertjährige Musikpflege, über ihre Regotisierung im 19. Jahrhundert sowie über die Geschichte der Translation der Benno-Reliquien und die Benno-Verehrung in ihr berichten. Vier Beiträge - drei aus der Feder verantwortlicher Mitglieder der „Domgestaltungskommissionen“ - informieren, durchaus im Sinne von Rechenschaftsberichten, sehr detailliert über die Planung und Durchführung der Innenrenovierung 1990-1994: Domdekan *Dr. Gerhard Gruber* berichtet in seinem Beitrag „Die Leitung der Domininnenrenovierung 1990-1994 durch den Erzbischof und das Metropolitankapitel von München“ (S. 183-202) über die Rechtsstellung von Erzbischof und Domkapitel als Bauherren des Domes, über die Geschichte der Entstehung des Planes einer umfassenden Domneugestaltung, über die Planungsarbeit und Beschlüsse in den Gremien, über das harte Ringen um die künstlerische Gestaltung des Altarraumes, den Künstlerwettbewerb und sein Ergebnis, schließlich über die Einigung auf das dann zur Ausführung gelangte Gesamtkonzept. Ordinariatsrat *Dipl.Ing. Carl Theodor Horn* berichtet in seinem instruktiven (und aufschlußreich bebilderten) Beitrag „Die Baumaßnahmen der Domininstandsetzung von 1989 bis 1993“ (S. 143-182) über die mannigfachen bautechnischen Sanierungsarbeiten und deren denkmalpflegerische Relevanz. Eine durchweg positive Würdigung der Innenrenovierung aus denkmalpflegerischer Sicht bietet der damals zuständige Vertreter des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege *Dr. York Langenstein* in seinem Beitrag „Die Neufassung des Innenraums der Frauenkirche im Rahmen der Restaurierungs- und Neugestaltungsmaßnahmen in den Jahren 1991 bis 1993“ (S. 103-142). Er beurteilt zusammenfassend die Restaurierung „zwar insgesamt als eine Neugestaltung ... bei der aber durch die Wiederherstellung der historischen räumlichen Strukturen und die Einbringung der noch vorhandenen Teile der früheren Ausstat-

tung einerseits sowie die Bereitschaft, in wesentlichen Aspekten auf den traditionellen Material- und Farbkanon der Frauenkirche einzugehen andererseits, ein relativ hohes Maß von Geschlossenheit und regionaltypischer Prägung erreicht werden konnte“ (S. 134). Der Herausgeber Ordinariatsrat *Dr. Hans Ramisch* würdigt in seinem abschließenden, nicht weniger instruktiven Beitrag „Die Restaurierung der Kunstwerke aus der Münchener Frauenkirche und das Projekt der künstlerischen Ausstattung zum Jubiläumsjahr 1994“ (S. 603-658) das Konzept der Gesamtrestaurierung des Kirchenraumes unter künstlerischen und kunsthistorischen Gesichtspunkten, im Kontext der wechselvollen Ausstattungsgeschichte der Frauenkirche und der Rolle ihrer Stiftungen, ebenfalls mit eindrucksvollem, teilweise vergleichendem Bildmaterial. Auch dieser zweite Band ist reich und vorzüglich bebildert.

Die Geschichte des alten Bistums Freising und des neuen Erzbistums München und Freising wurde vor allem in den letzten 25 Jahren durch zahlreiche monographische Quellenuntersuchungen und Sammelwerke umfassend erschlossen. Nur ganz wenige deutsche Bistümer können sich, was ihre geschichtliche Erforschung anlangt, hier messen. Und Georg Schwaiger fällt das Verdienst zu, den Hauptteil dieser Arbeiten selber verfaßt oder initiiert und herausgegeben zu haben. Die große Festgabe zum 500-Jahr-Jubiläum der Weihe der aus diesem Anlaß mit hohem Kostenaufwand prächtigst renovierten Münchener Metropolitankirche zu Unserer Lieben Frau aber - eine einzigartige bibliophile Kostbarkeit - bildet, sozusagen als „Summe“ der bisher geleisteten Forschungsarbeit, zweifellos den krönenden Höhepunkt der inzwischen erschienenen Publikationen zur Bistums-geschichte.

München

Manfred Weitlauff

*Georg Schwaiger: Das Herzogliche Georgianum in Ingolstadt, Landshut, München. 1494-1994.* Regensburg (Verlag Schnell & Steiner) 1994, 255 S., 24 S. mit Bildern, Ln. geb., ISBN 3-7954-1071-1.

*Reiner Kaczynski (Hrg.): Kirche, Kunstsammlung und Bibliothek des Herzoglichen Georgianums.* Regensburg (Verlag Schnell & Steiner) 1994, 176 S., Ln. geb., ISBN 3-7954-1072-X.

Im Jahre 1494 stiftete Herzog Georg der Reiche von Bayern an der Universität Ingolstadt eine Burse, zunächst mit elf Freiplätzen für Studenten der Artistenfakultät. Er wollte armen und unbemittelten Jungen ein Studium ermöglichen. Deutlich wurde schon damals der Zweck der Stiftung, nämlich das Heranziehen gebildeter Geistlicher für den Dienst im Herzogtum. Das Schicksal des Hauses war fortan eng mit dem der Landesuniversität verknüpft. Dies zeigte auch die große Universitätsvisitation von 1555. Das Georgianum, die einzige Burse, welche die Wirren der Zeit überdauern hatte, sollte zu einem „Generalseminar“ für ganz Bayern ausgebaut werden. Die drei geplanten Abteilungen waren für die prälatischen, bischöflichen und landesherrlichen Stipendiaten bestimmt. Das Projekt wurde nicht verwirklicht. Die allgemeine Entwicklung drängte ohnehin in andere Richtungen. Vor allem die Kollegien der Jesuiten prägten fortan entscheidend das geistliche Bildungswesen.

1785 kam der nächste, tiefgreifende Einschnitt. Alle (Klein-)Seminare und Stiftungen an der Universität wurden mit dem Georgianum vereinigt. Dieses wurde zum „Generalseminar“ für ganz Bayern. Im Gegensatz zu den österreichisch-josephinischen Generalseminaren verblieben die Alumnen bis zur Priesterweihe im Hause, traten also höchstens nach der Weihe in ein bischöfliches (Ordinanden-) Diözesanseminar ein. Die Aufsicht über dieses Priesterseminar hatte im Auftrag des Landesherren der Geistliche Rat in München. Von 1800 bis 1826 war das Georgianum dann in Landshut; es zog 1826 mit der Universität nach München um. Zunächst im ehemaligen Karmelitenkloster untergebracht, konnte 1841, gegenüber der Universität, ein repräsentativer Neubau bezogen werden. Bei der Neuordnung der theologischen Ausbildung im Königreich Bayern erhielt das Georgianum die Funktion eines Elite-Priesterseminars; dazu kamen in den einzelnen Diözesen (staatliche) philosophisch-theologische Lyzeen und (bischöfliche) Priesterseminare. Lediglich Würzburg mit seiner eigenen Fakultät und später Eichstätt mit einem bischöflichen Studienzseminar (seit 1843) machten eine Ausnahme. (Versuche, in Speyer dem Beispiel Eichstätts zu folgen, mißlang.)

Auf der Freisinger Bischofskonferenz von 1850 kam auch die Stellung des Georgianums zur Sprache. Die Bischöfe verlangten tiefgreifende Änderungen der Strukturen, nämlich ein päpstliches Auf-

sichtsrecht und das Recht des Erzbischofs, den Direktor und den Subregens zu ernennen. Hinter diesen und ähnlichen Forderungen stand letztlich der Wunsch der Bischöfe, bei der Gestaltung der geistlichen Erziehung stärker beteiligt zu werden. (Dazu Wolfgang Hübner, *Das Verhältnis von Kirche und Staat in Bayern, 1817–1850. Analyse und Interpretation der Akten und Protokolle der Freisinger Bischofskonferenz von 1850. Regensburger Studien zur Theologie* 40. Frankfurt a.M. 1993, 125–256). Die Freisinger Beschlüsse von 1850 und die dort geführten Diskussionen zeitigten in der Folgezeit wenig Wirkung. So kam es immer häufiger zu offenen und versteckten Attacken auf das (staatliche) Georgianum. Einige bayerische Bischöfe stellten sich aber mannhaft vor das Haus, vor allem Bischof Pankratius Dinkel von Augsburg.

Im Dritten Reich teilte das Haus das Schicksal der Katholisch-Theologischen Fakultät. Diese wurde bekanntlich, nicht zuletzt durch die taktische Ungeschicklichkeit und geistige Unbeweglichkeit des Münchener Kardinals Faulhaber, im Wintersemester 1938/39 aufgelöst. Nach Kriegsende konnten Fakultät und Georgianum wieder eröffnet werden. Am 9. Juni 1989 erhielt das Haus mit der „Herzoglich Georgianischen Priesterhaus-Stiftung“ eine neue rechtliche Grundlage. Nach wie vor bleibt das Haus eng mit der Universität verbunden; die Katholisch-Theologische Fakultät stellt den Stiftungsbeirat, einer der Ordinarien ist jeweils Direktor der Anstalt.

Der Autor, selbst ehemaliger Georgianer, schildert die Geschichte des Hauses. Das Ganze ist alles andere als eine jubelnde Festschrift. Licht und Schatten prägen das Bild. Dabei konnte es nicht bei einer Geschichte der Institution bleiben; zu sehr war das Haus in die gesamtkirchliche Entwicklung und in die bayerische Kirchenpolitik verflochten, zu sehr auch von der Entfaltung (oder Nicht-Entfaltung) der Universität und dem Werden kirchlicher Mentalitäten abhängig. Ein deutlicher Akzent der Darstellung liegt auf den Biographien der Regenten und Direktoren, war doch deren Geschick und Persönlichkeit mit entscheidend für die Entwicklung des Hauses.

In einem zweiten Band, gleichsam ein Begleitband, werden weitere Akzente gesetzt: Seminarkirche, Kunstsammlung, Bibliothek. Wer selbst miterlebt und gesehen hat, in welchem Maße nach dem Krieg beim Wiederaufbau unserer Städte (durch Mangel an Baumaterial) improvi-

siert werden mußte, kann verstehen, daß das Georgianum, im Krieg stark beschädigt, in den letzten Jahren gründlich saniert werden mußte. Dazu gehörte auch eine neue Gestaltung der Hauskapelle (Coena-Domini-Kirche). Reiner Kaczynski, der jetzige Direktor des Hauses und Professor für Liturgiewissenschaft an der Universität München, deutet die Ausstattung; den Blick des Besuchers nimmt ein romanisches Triumphkreuz aus dem östlichen Schwaben (1180–1200) gefangen. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Beschreibung der zum Teil sehr wertvollen Kunstsammlung des Hauses. Das meiste verdankt das Haus der verständigen und regen Sammlertätigkeit von Andreas Schmid, Direktor von 1877–1909. Die Beschreibung folgt der heutigen Aufstellung der Sammlung im Hause.

Wertvoll ist auch die Bibliothek, heute ungefähr 80 000 Bände. Einen Teil verdankt das Haus dem Vermächtnis verstorbener Priester; hier sind vor allem die Sammlungen von Martin Deutinger und Joseph Bach zu nennen. In einem Anhang werden die 61 Frühdrucke und Inkunabeln der Bibliothek verzeichnet.

Die beachtenswerte Kunstsammlung und die bedeutende Bibliothek werden mit diesem Band der Öffentlichkeit vorgestellt. Es mag für künftige Generationen ein Anreiz sein, die Schätze zu hegen und zu pflegen. Nicht immer stand ein guter Stern über den Sammlungen. Als 1865 der spätere Direktor Andreas Schmid Subregens wurde, fand er die Handschriften Johann Adam Möhlers, die seinerzeit an Friedrich Wiedemann gefallen waren, in einem trostlosen Zustand: „Die Möhlerschen Manuscripte waren im Besitz des Directors Wiedemann und lagen 1865 ... bei den Maculaturpapieren des Archivs auf dem Fußboden“ (Zitat nach: Johann Adam Möhler, Nachgelassene Schriften. Nach den stenographischen Kopien von Stefan Lösch, 1881–1966, hrsg. von Rudolf Reinhardt, Bd. 1: Vorlesungen, Entwürfe, Fragmente. Übertragen, bearbeitet und eingeleitet von Reinhold Rieger. Paderborn 1989, 15). Andreas Schmid war dann die Rettung der wertvollen Handschriften zu verdanken.

Tübingen

Rudolf Reinhardt

*Manfred Heim: Bischof und Archidiakon. Geistliche Kompetenzen im Bistum Chiemsee (1215–1817) (= Münchener Theologische Studien, I. Historische Abteilung 32), St. Ottilien (EOS Verlag) 1992, 36, 268 S., geb., ISBN 3-88096-132-8.*

*Manfred Heim (Hrg.): Quellen zur Geschichte des Bistums und Archidiakonats Chiemsee (= Münchener Theologische Studien, I. Historische Abteilung 33), St. Ottilien (EOS Verlag) 1994, 25, 222 S., geb., ISBN 3-88096-133-6.*

In seiner Arbeit zum Thema „Bischof und Archidiakon“, welche die Ludwig-Maximilians-Universität München im Sommer 1991 als theologische Doktordissertation angenommen hat, untersucht Manfred Heim für das Bistum Chiemsee eine Reihe überaus komplizierter Auseinandersetzungen um geistliche Kompetenzen. Grundgelegt waren die Konflikte bereits in der besonderen Rechtsstellung dieses Bistums. 1215 durch Erzbischof Eberhard von Salzburg mit päpstlicher Zustimmung aus Teilen des eigenen Sprengels geschaffen, war Chiemsee – neben Gurk, Seckau und Lavant – eines der vier salzburgischen Eigenbistümer. Ihre Oberhirten blieben abhängig vom erzbischöflichen Stuhl, dem als päpstlich anerkanntes und reichsrechtlich verankertes Privileg auch Ernennung, Investitur und Belehnung zukam. In seinem Umfang war das Bistum beschränkt auf eine vergleichsweise kleine Enklave im Erzbistum Salzburg, die sich zwischen Egstätt und dem Brixental erstreckte und die ursprünglich lediglich zehn Pfarreien umfaßte. Das Domkapitel war identisch mit dem Augustiner-Chorherrenstift auf Herrenchiemsee, die Stiftskirche zugleich Kathedrale. Seine Residenz hatte der Bischof allerdings nicht auf der Insel, sondern – nach mehrmaligem Wechsel – in der Stadt Salzburg und damit außerhalb des eigenen Jurisdiktionsbezirkes. Von hier aus erfüllte er seine Pflichten, die im wesentlichen in weibischöflichen und anderen Funktionen zugunsten seines erzbischöflichen Oberherrn bestanden. Aus dessen Händen empfing er auch seine wenigen weltlichen Herrschaftslehnen, die zum größten Teil auf dem Gebiet des Erzstiftes lagen. Sowohl in geistlichen als auch in weltlichen Dingen von seinem Metropolit abhängig, hatte der Bischof von Chiemsee zwar auf dem Salzburger Landtag, nicht aber auf dem Reichstag Sitz und Stimme. Den Fürstentitel führte er seit 1457 lediglich als Ehrenrecht.